Rosner

Erinnerungen

an

Anzengruber

von

L. Rosner.

Leipzig und Wien
Verlag von Julius Klinkhardt.
1891.

An die Baronin

Marie Ebner-Eschenbach.

Vous l'avez voulu!

Ich bin zu öfteren Malen von befreundeten literarischen Persönlichkeiten ersucht worden, Mittheilungen aus meinem persönlichen Verkehr mit Ludwig Anzengruber zu machen und Einiges aus unserem Briefwechsel zu veröffentlichen, von welchem die Freunde und Verehrer des Dichters sich interessantes Material für dessen einstigen Biographen versprechen.

Ich habe mich nicht leicht entschlossen, diesen ebenso schmeichelhaften, wie berechtigten Wünschen nachzukommen, weil es nicht zu umgehen ist, daß ich des Oefteren auch von mir selbst sprechen muß und dieser Umstand den nicht „geneigten" Leser leicht auf die Vermuthung bringen könnte, daß das eigene Ich absichtlich in den Vordergrund gestellt oder geschoben wird.

Werde ich diesem Verdachte entgehen können? Schwerlich!

Zu Anfang der sechziger Jahre übersetzte ich u. A. auch für das Feuilleton des politischen Tageblattes „Der Wanderer" ungarische Novellen von Eötvös, Gyulai, Jokai u. A. Johannes Nordmann war Redacteur, Mor. Graß Eigenthümer des Blattes. Man bekam

nicht viel Honorar, aber man bekam es. Mehr als zwanzig Gulden bezahlte Herr Graß nicht gerne für eine Erzählung, die durch zwölf bis fünfzehn Nummern des Abendblattes lief. — Eines Tages rief mir der jüngste der Redacteure, ein üppigschöner blonder Jüngling, zu: „Du, mit Deinen Uebersetzungen wird's nun bald aus sein bei uns. Wir haben jetzt Einen, der liefert Originale — das Paar um fünfzehn Gulden."

„Die werden auch danach sein!" — meinte ich.

„Na", entgegnete der blonde Apoll, „sie sind so übel nicht!"

„Und wer ist der Dichter?"

„Ein armer Teufel. Er spielt kleine Rollen im Harmonie-Theater (jetzt Danzer's „Orpheum") und heißt Anzengruber."

Damals hörte ich diesen Namen zum ersten Male. Die beiden Novellen, für welche der glückliche Dichter fünfzehn Gulden als Honorar erhielt, waren wirklich so übel nicht. Trotzdem konnte sich Anzengruber nicht entschließen, sie später einer der Sammlungen seiner Erzählungen einzuverleiben. Ich werde an anderer Stelle mittheilen, wie er darüber dachte.

Am 5. November 1870 wurde der „Pfarrer von Kirchfeld" zum ersten Male im Theater an der Wien aufgeführt. Dieses Theater cultivirte um jene Zeit

längst die Operette und es befremdete einigermaßen, daß einige Tage, die noch zur Fertigstellung einer großen Ausstattungs-Novität nöthig waren, durch eine Bauern-Komödie ausgefüllt werden sollten, deren unbekannter Verfasser sich L. Gruber nannte und von dem es hieß, daß er „ein kleiner Beamter bei der Polizei" sei.

Der Charakter-Komiker Rott, der in dem Stücke nicht beschäftigt war, sagte mir, daß die Direction auf ein langes Leben dieser Novität nicht zu rechnen scheine, es sei aber eine höchst respectable Arbeit und in früheren Jahren wäre solch' eine Komödie ein Cassenstück geworden. Heute, wo das Publicum durch die Operetten — ein völlig anderes geworden, werde der Mann einen schweren Stand haben.

Der Erfolg war, wie man weiß, ein starker und wuchs von Tag zu Tag, so daß die Direction Steiner-Geistinger, die mit einem ziemlich kostspieligen Apparat arbeitete, das Stück, welches vorzüglich gespielt wurde, an einundzwanzig Abenden hintereinander geben konnte.

Als ich im November 1871 eine Buchhandlung eröffnete, debutirte ich auch als Verleger zunächst mit den Stücken, welche um jene Zeit das Repertoire der Wiener Theater beherrschten, und der „Pfarrer von Kirchfeld" sollte mir nicht fehlen, und so suchte ich denn

den Dichter auf, von dem mir Freund Millöcker erzählte, daß er zwölf Stücke verfaßt und bei den verschiedenen Theatern Wiens eingereicht hatte, die er sämmtlich als unbrauchbar zurückbekam — ehe es ihm gelang, mit dem „Pfarrer" festen Fuß zu fassen. Anzengruber bewohnte damals in der Waisenhausgasse mit seiner Mutter zusammen eine ziemlich schmale, kleine „Kammer". Die Einrichtung war die bescheidenste, die man sich denken kann. Der Längenseite nach standen rechts und links je ein Bett, dazwischen, gerade der Thür gegenüber, ein Schreibtisch. Alles aus weichem Holze. Ein Waschtisch, ein Kasten, etwa drei Stühle und ein eisernes Oefchen nahmen die andere Seite der Wand ein. Ober dem Schreibtische hing eine Aquarellzeichnung, ein Blumenstück darstellend. Als ich eintrat, saß der Dichter vor dem Schreibtisch. Er trug einen großgeblumten, ziemlich defecten Schlafrock, rauchte aus einer langen Pfeife und indem er mir Millöcker's Empfehlungskarte aus der Hand nahm, stieß er ein kurzes, scharfes „Ah" aus, fragte nach meinem Begehr und hieß mich Platz nehmen. Er war freudig erröthet, als ich ihm sagte, daß ich den „Pfarrer" für meinen Verlag erwerben wolle, und da ich um seine Honorar-Bedingungen fragte, antwortete er mir in seiner eigenthümlichen kurzen, die Worte hervorstoßenden Weise:

„Bieten Sie mir was! Convenirt mir Ihr Anbot, so wird das Geschäft gemacht — convenirt mir Ihr Anbot nicht, so haben wir weiter nichts mitsammen zu reden.“

Die alte Frau war mittlerweile zum Fenster gegangen, weniger um die Aussicht zu genießen, als um mich von dort aus mit ihren klugen Augen besser durchschauen zu können. Ich sagte, was ich bei anständiger Ausstattung und verhältnißmäßig billigem Ladenpreise für eine Auflage von 1200 Exemplaren glaube zahlen zu können — mein Angebot convenirte und die erste geschäftliche Angelegenheit war innerhalb einiger Minuten erledigt. Mein Vorschlag, dem Buche Laube's Feuilleton aus der „N. Fr. Pr.“ beizugeben und dies auf dem Titelblatte zu vermerken, gefiel dem Dichter. „Aber das müssen Sie mit Laube abmachen!“ Laube, der mir oft und gerne gefällig war, gab bereitwilligst seine Zustimmung und kurze Zeit darauf wurde „Der Pfarrer von Kirchfeld“, Volksstück in vier Acten, im Buchhandel versendet.

Von dieser Zeit ab wurde mein Verhältniß zu Anzengruber ein immer innigeres, ich blieb durch zehn Jahre sein einziger Verleger und er blieb mir in treuer Freundschaft gewogen bis zu seinem Ende. Er hat fünfzehn Stücke, den Roman „Der Schandfleck“ und

zwei Bände Erzählungen unter dem Titel „Dorfgänge" in meinem Verlage erscheinen lassen. Es gab nur einerlei Differenz zwischen uns. Er behauptete, daß ich ihn überschätze. „Es ist mir gleichgiltig, wenn ein mir unbekannter Verleger sich den Sport gönnt, mir ein großes Honorar anzubieten, und schließlich seine Rechnung nicht dabei findet, Sie aber haben Opfer genug gebracht und ich will nicht, daß mein Freund sein Geld bei meinen Büchern zusetzt."

So sprach er zu mir und in diesem Sinne schrieb er an mich zu wiederholten Malen.

* *
*

Der 9. December 1871 brachte dem Theater an der Wien das zweite Volksstück von Anzengruber: „Der Meineidbauer." Es war ein durch treffliche Darstellung gehobener mächtiger Erfolg des Dichters. Die Kritik war des Lobes voll, und der jüngst verstorbene Seligmann Heller stellte das Stück neben oder gar über den „König Lear". Für die Besucher des Theaters an der Wien schienen aber die Handlung zu mächtig, die Keulenschläge zu wuchtig gewesen zu sein, der Besuch stand nicht auf der Höhe des Erfolges. „Der Meineidbauer" wurde nach der vierzehnten Vorstellung vorläufig vom Repertoire abgesetzt.

Am 12. October 1872 folgten „Die Kreuzelschreiber", welche brillant aufgenommen wurden und nicht nur großen Heiterkeits-, sondern auch Cassenerfolg hatten. Sie wurden einundzwanzigmal en suite gespielt und dann, wie die anderen Stücke Anzengruber's, noch oft wiederholt.

Der 20. April 1873 brachte ein neues Stück: „Elfriede", ein Schauspiel in drei Acten. Es war für's Burgtheater geschrieben und wurde von den Hofschauspielern zuerst im Carltheater und dann im k. k. Hofburgtheater aufgeführt. Es war kein ganzer Erfolg, aber immerhin ein vielversprechender erster Schritt auf dem heißen, unserem Dichter ungewohnten Boden des Hofburgtheaters. Durch die anhaltende Erkrankung Baumeister's und die vielen Absagen der Frau Straßmann wurde das Stück öfter vom Repertoire abgesetzt, als es gegeben wurde. Es hat im Ganzen bis zum 23. August vier Aufführungen auf dem Michaeler-Platze erlebt. Mit einem zweiten Versuche für das Hofburgtheater, einem historischen Trauerspiele „Bertha von Frankreich", kam der Dichter nicht über den ersten Act hinaus. Er schien die Lust verloren zu haben.

Anzengruber's Stellung als Dichter war eine schwierige geworden. Nach dem „Meineidbauer" gab es Stimmen, welche riefen: „Man geht doch nach des

Tages Mühen nicht in's Theater, um so erschüttert, so zerschlagen nach Hause zu kommen, daß Einem nicht einmal das Essen schmeckt; man will sich doch unterhalten! Warum schreibt der Mann so schwere Stücke, warum nichts Heiteres?!" Nach den „Kreuzelschreibern" hieß es: „Eine Posse, eine Bauernposse! Von einem Anzengruber erwartet man doch schweres Geschütz! Und warum denn immer Bauern und Dialekt?! Er soll einmal für's Burgtheater schreiben!" Und als er für's Burgtheater und nicht im Dialekte schrieb, hieß es: „Weshalb bleibt der Mann nicht bei seinen Bauern? Die kennt er wie Keiner und dort ist sein Feld!" Und so machte der Dichter wohl manchmal kleine Concessionen, die nie ganz gut ausfielen. Offenbar war es eine Concession, die er seinem „Entdecker", dem Director Maximilian Steiner, machte, als er sich entschloß, ein Schauspiel mit Gesang: „Die Tochter des Wucherers" zu schreiben. Das Stück enthält einzelne, ganz meisterhaft concipirte Scenen, wurde aber nicht unter einem glücklichen Sterne geboren. Der Dichter hatte am 3. Mai 1873 geheiratet, bald darauf erkrankte seine geliebte Mutter und er übersiedelte mit ihr nach Wolkersdorf, und als er mit der ersten Aufführung der „Tochter des Wucherers" am 17. October 1873 einen sanften Durchfall erlitt, hatte er drei Unglücksfälle in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit zu verzeichnen.

„Die Tochter des Wucherers" wurde im Theater an der Wien nur dreimal, aber bei ausverkauften Häusern gegeben, und trotzdem die Casse des Theaters diesmal merkwürdigerweise unter der harten Kritik der Zeitungen nicht zu leiden hatte, brach Director Steiner dennoch die Vorstellungen ab. „Ich will mir mein Publicum nicht verderben lassen!" äußerte er sich zum Kapellmeister Millöcker, der eine sehr melodiöse Musik zu dem Stücke geschrieben.

„Etwas dunkel zwar,
Aber 's klingt recht wunderbar."

Die Stücke Anzengruber's wurden mir vom Dichter gewöhnlich acht Tage vor Beginn der Proben übergeben und während derselben gedruckt, so daß sie am Tage nach der ersten Vorstellung ausgegeben werden konnten. In der Zwischenzeit erwartete der Dichter mein Urtheil über seine Arbeit, und ich erstattete es meist schriftlich — denn er wünschte diese Fassung — mit ehrlicher Offenheit. Ob meine Beurtheilungen einen praktischen Werth für ihn hatten oder nicht, vermag ich nicht zu bestimmen, vermuthlich waren sie nur von persönlichem Interesse, denn acceptirt hätte er meine etwaigen Vorschläge oder Bedenken doch nicht, — er änderte nichts! — Nichtsdestoweniger brannte er auf dieses Urtheil und er konnte unruhig und ungehalten werden, wenn es zu

lange auf sich warten ließ, was bei der Ueberbürdung von geschäftlichen Arbeiten manchmal nicht zu vermeiden war.

Wenige Tage nach der ersten Aufführung der nicht gerathenen „Tochter des Wucherers" schrieb er mir:

Wolkersdorf, den 21. October 1873.

Werther Verleger und Freund!

Anbei die durchgesehenen Bogen der „Tochter des Wucherers", das Ganze sohin druckfähig. Bitte, nach Empfang der Exemplare hundert an Sachse gelangen zu lassen.

Es hat mich nicht frappirt, daß Sie kein Wort des Trostes mir sendeten, denn ich trage mein Mißgeschick mit männlicher Ergebenheit. Und doch — die Geschichte ist besser als ihr Ruf! — Die Aufführung hat sie gerade nicht gehoben. Auffällig ist mir nur das Eine, daß ich zur Pein der alten Volksschriftsteller geboren worden zu sein scheine. Reussire ich, so heißt es: „Ah, das ist doch was Anderes", und falle ich durch, so heißt's: „G'rad' so miserabel, wie es die gemacht haben." Für das Erstere bedanke ich mich, für das Zweite mögen sich die Letzteren bedanken; ich bin nicht so wie unsere vaterländischen Recensenten, ich gedenke auch der Verdienste vergangener Größen.

Honorar beanspruche ich für diese Komödie keines von Ihnen, 100 Exemplare berechnen Sie mir freund-

lichst; es ist Opfermuth genug, daß Sie den Verlag überhaupt übernommen.

Alle kritischen Schleusen haben sich diesmal aufgethan — nun, auch Schlammbäder sollen ihr Gesundes haben und die Freude, die ich meinen Feinden gemacht, soll von keiner besonderen Dauer sein.

Es grüßt Sie herzlichst

Ihr

Anzengruber.

Das Bedürfniß, Briefe zu erhalten, mag durch die Eintönigkeit des Winters in Wolkersdorf gesteigert worden sein. Anzengruber, der Dichter, konnte sich vielleicht nicht vorstellen, daß ein Geschäftsmann in Wien vierzehn Tage vor Weihnachten sich nur auf die allerdringendste Correspondenz beschränken muß. War er einige Zeit ohne Nachricht, so befürchtete er sogleich Mißverständnisse oder Differenzen, die es zwischen uns nie gegeben.

So schreibt er:

Wolkersdorf, 6./XII. 73.

C. K.

Sie müssen mir — ich weiß nur nicht warum — böse sein, da Sie mir mit keiner Zeile antworten.

Anzengruber.

Vor Schluß des Jahres kommt wieder eine Mahnung aus

Wolkersdorf, den 28./XII. 1873.

Werther Verleger und Freund (?)!

Sie lassen Nichts von sich hören. Entweder sind Sie mit dem Ausverkauf Ihres ganzen Lagers so in Anspruch genommen, oder Sie vermeinten, ich käme bald nach Wien. Letzteres dürfte sich noch für einige Zeit verzögern. Wenn daher nicht Differenzen — ich weiß zwar nicht, welcher Art — zwischen uns bestehen, so erfreuen Sie mich doch ja bald mit ein paar Zeilen, wenn es auch nicht mehr sind als vorliegende

Ihres getreuen

L. Anzengruber.

* * *

„. . . und die Freude, die ich meinen Feinden gemacht, soll von keiner besonderen Dauer sein!“ so schrieb mir Anzengruber am 21. October 1873, nach der Aufführung der „Tochter des Wucherers“ und er hat, eines Dichters würdig, diese Zusage eingelöst.

Anfangs Juni 1874 traf „Der G'wissenswurm“, Bauern-Komödie in drei Acten, ein und drei Monate später erhielt ich „Hand und Herz“, Trauerspiel in vier Acten.

Die Ostermeß-Arbeiten hatten mich sehr in Anspruch genommen, ich war wieder einmal mit dem er-

sehnten „Urtheil“ nicht rasch genug zur Hand, und die Mahnung ließ nicht lange auf sich warten. Er schrieb:

Wolkersdorf, 8./VI. 1874.

Verehrter Freund!

Auch wenn Ihnen, wie ich aus Ihrem langen Schweigen schließe, mein neuestes opus, der gewisse „G'wissenswurm“ nicht gefallen sollte, ist es doch nicht schön, den Autor so lange auf ein Urtheil warten zu lassen. Da lobe ich mir doch das Publicum, das patscht oder pfeift doch gleich.

Hat Hirt*) das Manuscript schon abholen lassen? Wenn nicht, so bitte ich, es ihm zuzusenden. Derselbe wohnt: VII., Kircheng. 10, II. St.

Bitte also um doppelte Benachrichtigung. Schimpfen Sie getrost, diesmal ist mir nicht bange! Aber ich höre gerne auch mißliebige Stimmen, aber freilich nur, wenn es unter uns bleibt, von Freunden.

Als solcher

Ihr

L. Anzengruber.

Der folgende Brief ist interessant, weil er einen Einblick in des Dichters Lectüre, gewissermaßen auch in seine geistige Werkstätte gewährt.

---

*) Der Copist.

Wolkersdorf, den 24. Juli 1874.

Werther Freund und Verleger!

Alles mir Uebersandte habe ich acceptirt, bis auf mitfolgende „Bekannte und unbekannte Welten".*) Mit der bekannten schon so hinreichend bekannt, gelüstet mich's gar nicht nach den unbekannten. Aufrichtig gesagt, das Buch ist recht nett, spannend, Alles, was man will, vielleicht sogar lehrreich, aber ich finde an solcher Verquickung von Phantasie, Wissenschaft, Roman und Naturhistorie keinen Geschmack. — Sohin bitte ich Sie, mir Lindau's „Gegenwart", wenn es nicht Umstände macht, mit Kreuzband zukommen zu lassen; ferner so freundlich zu sein, mir nachfolgende, bei Brockhaus erschienene Bücher zukommen zu lassen:

1. (längst erschienen) „Niels Klims Fahrt in die Unterwelt" von Holberg.

2. (neu) Technische Bibliothek (glaube V. Band) „Die chemischen Wirkungen des Lichtes."

Wundern Sie sich nicht darüber, ich weiß ganz gut, daß das nicht zur belletristischen Literatur gehört. Aber ich brauch's. Bin auch nicht der Meinung, über die chemischen Wirkungen des „Lampenlichtes" Aufklärung darin zu finden. Aber zum Schlusse hätte ich eine große Bitte. Wissen Sie kein Werk über Ceremonien und Gebräuche der katholischen Kirche, in dem man die nach der

*) Von Jules Verne.

Beichte übliche Lossprechung finden kann, natürlich im lateinischen Wortlaut. Wenn, dann theilen Sie mir das Buch zur Einsicht mit. — — — Sie sehen, der Raum beginnt kostbar zu werden, also, bei mir befindet sich Alles so ziemlich erträglich, ich bin fleißig, und indem ich Ihnen und den Ihren das beste Wohlergehen wünsche, grüße ich Sie auf das Herzlichste.

Ihr

L. Anzengruber.

Wenn ich wieder nach Wien komme, d. i. am 1. k. M., hinterlege ich den „G'wissenswurm" bei Ihnen.

* *
*

Ludwig Anzengruber hatte in meinem kleinen Laden einige Persönlichkeiten kennen gelernt, die sich sehr für ihn interessirten und von denen einige direct oder indirect sich ihm gefällig zu erweisen in der Lage waren. Julius von der Traun, Carl Treumann, Ferdinand Kürnberger, Adolph Wilbrandt und Minister Baron Ernst Teschenberg gehörten zu diesen. Später trafen wir uns ab und zu Abends in Breying's Restauration mit den Hofschauspielern Gabillon, Hartmann, Schöne und Thimig.

Bald nach der Aufführung der „Tochter des Wucherers" besuchte mich der leider zu früh verstorbene Teschenberg. Er frug mich unter Anderem, ob der

Dichter den Ausfall der Tantièmen sehr empfinde, und rückte dann in seiner vorsichtig-diplomatischen Weise mit der Frage heraus: „Und meinst Du, daß ein größerer Betrag in Form einer Ehrengabe und Anerkennung ihm Freude machen würde?“ Ich glaubte, diese Frage bejahen zu können. Ein paar Tage später erhielt Anzengruber eine Einladung von Baron Hofmann, ihn auf dem Ballplatze zu besuchen, und bald darauf konnte er mir schreiben:

Werther Freund und Verleger!

Hab' gestern meine Ehrengabe von fl. 500 behoben, das war ein Tropfen Balsam auf die Wunde, die mir mein Entdecker schlug. — Davon Nichts mehr. — Zum Ganzen gehörte auch, daß sich meine Frau ein wenig zu Bette legte, an den Folgen einer totalen Verkühlung leidend, das hat sie denn auch gethan. Zum Glück ist die Geschichte nicht gefährlich.

Ich grüße Sie herzlichst

Ihr

L. Anzengruber.

Wolkersdorf, 30. August 1874.

Werther Freund!

In drangsalvoller Lage richte ich diese Zeilen an Sie; meine Frau ist hier unter bedeutenden Wehen von einem todten Knaben entbunden worden, dadurch ist die

Abreise von hier aufgeschoben, — an der Wien haben bereits die Proben vom „G'wissenswurm" begonnen, — — so trifft Alles wieder verwirrend und hastend auf einen Punkt zusammen, häusliches Mißgeschick, geschäftliche Bedenken. —

Ich habe Sie nun zu bitten, daß Sie das Möglichste dazu thun, daß wir sobald möglich den „G'wissenswurm" aus der Presse erhalten.

Steiner hätte gern Aufführung am 7. oder 10. k. M. festgesetzt, wird aber nicht sein können. — Mittwoch, den 2. befinde ich mich in Wien, wohne einer Probe bei, und wenn mir irgend Zeit bleibt, werde ich auch Sie besuchen. Bitte nur um möglichste Beschleunigung des Druckes des „Wurmes".

Es grüßt Sie

Ihr drangsalirter

L. Anzengruber.

P. S. Sorgen Sie nicht wegen „Herz und Hand", Trauersp. in 4 Act. v. L. A. Sie erhalten dasselbe, sobald ich Copiatur besitze, zur Lecture.

Wolkersdorf, d. 5. Septemb. 874.

Werther Freund und Verleger!

Anbei sende ich Ihnen retour die Correctur, bitte jedoch, dieselbe noch einmal flüchtig wegen etwaiger ungebührlich schiefer Zeilen u. dgl. m. zu überlaufen. Des Ferneren sende ich Ihnen das Neueste, mein Trauerspiel

„Hand und Herz", und erbitte mir Ihr Urtel nach genommener genauer Einsicht.

Ich vermelde nur noch, daß wir Alle uns passablich befinden. Und mit besten Grüßen zeichne und nenne ich mich

Ihren getreuen

L. Anzengruber.

Am 9. Septemb. 874

schreibt er eine Correspondenz-Karte: „Bitt' um Correcturen und Ihr Urtel über ‚Hand und Herz'." Tags darauf

10. Septb.

bittet er, „von dem Momente ab, Nichts zu schicken, dieweil meine Abreise vor der Thüre. Werde mich Ihnen daher zu Wien als Revenant sogleich nach Ankunft vorstellen."

Und am nächstfolgenden Tage schreibt er:

Wolkersdorf, 11./IX. 74.

Werther Freund!

— — — Dieser Tage haben Sie einen Brief, von Berlin an Sie gelangt, an mich adressirt, heute schickten Sie Correctur und keine Zeile weiter, bin recht ungehalten darüber, höre gern Gutes oder Schlimmes über meine Producte „brennheiß".

— — — Es grüßt Sie Ihr

L. Anzengruber.

Bald darauf wünscht er einen „Kernmagyar", weil ihm um einige Kenntnisse in ungarischer Sprache, „insonderheit wie aufgeschrieben wird", zu thun ist, und schließt: „Ich wünsche Ihnen, daß es Ihnen besser ergehe wie mir, der ich eine kranke Mutter und eine unpäßliche Frau besitze. Schreiben Sie mir bald eine Karte.

Endlich nach langer Pause habe ich den ersten Act einer Burgtheater-Komödie beendet. An „Dioskuren" habe meinen Beitrag — sehr klein — abgethan, das ist Alles! Komme nicht so bald nach Wien, komme ich aber hin, so gibt's ein Wiedersehen.

Herzlich grüßend

Ihr getreuer

L. Anzengruber."

* * *

Die erste Aufführung des „G'wissenswurm", welcher im Theater an der Wien an fünfundzwanzig Abenden en suite gegeben wurde, fand am 19. September 1874 vor einem halbleeren Hause statt. Ich wohnte dieser Vorstellung mit Freund Adolph Wilbrandt bei, der sich für Anzengruber ungemein interessirte. Als die Ouverture zu Ende gespielt war und der Vorhang in

die Höhe ging, fragte mich mein Sitznachbar fast bestürzt: „Weshalb beginnt man denn schon? Warum wartet man nicht, bis die Leute kommen?“ Ich erwiderte: „Es sind zehn Minuten nach Sieben vorüber. Die bis jetzt nicht gekommen sind, kommen überhaupt nicht mehr!“

Jedenfalls ist es charakteristisch, daß das Theater-Publicum der ersten Aufführung eines Stückes von Anzengruber nicht mehr Interesse entgegenbrachte und — dieser Fall blieb nicht vereinzelt! Wo waren die vielen „Verehrer“ geblieben?

Unwillkürlich muß ich, während ich dies schreibe, an den alten Ludwig Steub denken, der mir vor drei Jahren in Meran sagte: „Es geht nirgends so närrisch zu, wie in der Welt. Nach den Zuschriften, die ich seit vierzig Jahren erhalte, habe ich über zehntausend „Verehrer“ und — meine Bücher werden nicht gekauft. Die „Drei Sommer in Tirol“ haben erst nach einem Vierteljahrhundert eine zweite Auflage erlebt und die meisten meiner Verleger kamen nicht auf die Kosten!“

Der nun folgende Brief sollte als Begleitschreiben an eine Redaction dem Buche beigegeben werden. Es ist mir heute nicht mehr erinnerlich, für wen er be-

stimmt war und weshalb die Absendung dann unterblieb.

Wien, den 30./XII. 1874.

Geehrte Redaction!

Erlaube mir mitfolgend durch meinen Verleger L. Rosner ein Exemplar meines neuesten „Hand und Herz" einzusenden und einer freundlichen Durchsicht zu empfehlen.

Anfangs gedachte ich, dasselbe durch ein längeres Geleitschreiben zu beleuchten, bedenkend jedoch, daß das dem betreffenden Herrn Referenten nur Zeit rauben würde, oder gar aussehen möchte, als sollte dem Werke damit eine besondere Bedeutung zugeschrieben werden, — so habe ich es wohlweislich unterlassen. Rede es für sich in der Sprache, die es eben kann.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

einer geehrten Redaction ergebener

L. Anzengruber.

Tags darauf, es war der letzte des Jahres 1874, sendete er zwei Sitze zur ersten Vorstellung dieses Stückes mit folgenden Zeilen:

„Ich bitte, da ich weiß, daß Sie morgen in allen Zeitungen wühlen werden, mir dieselben zukommen zu

lassen und auch spätere Artikel mir gütigst zu avisiren (d. h., welche die zu lesen sich lohnt).

Sonst Nichts als glücklich Neujahr!

Herzlichst grüßt Sie Ihr

L. Anzengruber.

Es ist schon früher erwähnt worden, daß Anzengruber's Sprechweise eine eigenthümliche war, daß er die Worte scharf hervorzustoßen pflegte. Dies gab seiner Rede oft den Anschein, als ob sie brüsk gemeint wäre, was durchaus nicht der Fall war. Er machte, besonders neuen Bekanntschaften gegenüber, oft den Eindruck, als ob er verdrießlich wäre und sich unbehaglich fühlte. Ich bin der Meinung, daß seine Schüchternheit, seine gesellschaftliche Unbeholfenheit ihm unbewußt diese Maske aufdrangen. Es ist möglich, daß meine Anschauung nicht von Allen, die ihn kannten, getheilt wird. Thatsache ist, daß es Leute gab, mit welchen er sich so scharf sprach, daß eine behagliche Stimmung gar nicht aufkommen konnte. Zu diesen Personen zählte leider auch mein langjähriger Freund Theodor Lobe, der um jene Zeit, als Anzengruber „Hand und Herz“ zur Aufführung einreichte, Laube's Nachfolger in der Direction des Wiener Stadttheaters war. Dichter und Director sprachen sich auf einer der ersten Proben sehr „spießig“, sie sollen hart aneinander gerathen sein. Der Chronist

des Stadttheaters ist sehr vorsichtig bei Erwähnung dieser Affaire. Kurz — Anzengruber blieb von den weiteren Proben fort. Er hatte die Empfindung, daß sein Stück von der Direction absichtlich gemordet wurde, und diese Empfindung war leider nicht ohne Berechtigung. Lobe, der ein Starrkopf war, setzte die erste Aufführung dieses Trauerspieles für den Sylvester-Abend an. Wer Wien und die Wiener kennt, wird zugeben, daß für die Première eines Trauerspieles nicht leicht ein unglücklicherer Tag im Kalender gefunden werden konnte als der — Sylvester-Abend. — Das Publicum nahm die Novität sehr beifällig auf, obgleich einige sehr starke Effecte die Nerven gehörig in Aufruhr brachten. Es wurde brillant gespielt, aber vor — einem halbleeren Hause. Die „Verehrer" waren wieder einmal nur durch einen sehr kleinen Percentsatz vertreten.

Director Lobe hatte aber an diesem Experimente nicht genug, er machte noch ein zweites, indem er am nächsten Tage, dem Neujahrstage, und an den darauf folgenden zwei Tagen, worunter ein Sonntag, „Dalila" und „Der Kaufmann von Venedig" aufführen ließ, um, wie er mir sagte, „die Tantièmen der Feiertags-Einnahmen zu ersparen". Erst nach einer Unterbrechung von drei Tagen setzte er wieder „Hand und Herz" an. „Das war kein Heldenstück, Octavio!" Nun war das Stück um jeden Credit

gebracht. In Wien ist man seit ewigen Zeiten gewohnt, eine Novität, welche am nächsten Tage nicht wiederholt wird, als total durchgefallen zu betrachten. Die weiteren drei Vorstellungen haben auch wirklich nicht viel eingebracht.

Als ob das Schicksal die Verpflichtung gefühlt hätte, daß es diesen Schlag wieder gut zu machen habe, warf es dem Dichter gerade für dieses Stück den Schiller-Preis von dreitausend Mark in den Schoß.

* *
*

An einem der ersten Märztage des Jahres 1875 machte ich Anzengruber meine geschäftlichen Vorschläge bezüglich der zweiten Auflage des „Pfarrer von Kirchfeld". Mein Schreiben war kaum abgegangen, als ich die Mittheilung von dem Tode der Mutter des Dichters erhielt. Ich hatte die Empfindung, daß mein Brief geschäftlichen Inhaltes dem tief Trauernden im unpassendsten Momente zugekommen sein müsse, und entschuldigte mich. Darauf schrieb er:

Wien, 5. März 1875.

Verehrter Freund!

Meinen Dank für Ihre freundliche Theilnahme. Was Ihre Anfrage geschäftlichen Inhaltes betrifft, wie

könnte ich die Ihnen übel nehmen? Sie wußten ja nicht, als Sie dieselbe abschickten, daß mich ein Schlag härtester Art getroffen habe.

Drucken Sie denn in Gottes Namen eine zweite Auflage vom „Pfarrer"; mit dem von Ihnen angebotenen Honorar bin ich einverstanden. Ich wollte, die Selige hätte das auch noch hören können, es hätte sie erfreut, aber Sie als Veranlasser und Fritz Mauthner als Autor haben meiner Sterbenden doch die letzte Freude bereitet durch den Artikel in der „Gegenwart", den ich ihr in einer Stunde des Stillstandes ihrer Qualen vorgelesen.

Meinen innigen Dank und meinen herzlichsten Gruß

Ihr

L. Anzengruber.

Am 14. Mai 1875 dankt der Dichter dem Verleger für eine kleine Aufmerksamkeit.

Werther Freund!

Meinen besten Dank für Ihr Geschenk, mehr erlaubt mir — nicht die Rührung, da ich noch kein Jubilar bin, sondern der Umstand nicht zu sagen, daß ich gegenwärtig an Thatsachen Nichts zu melden habe und sonst an Gedankenarmuth laborire, ein bedauerlicher Zustand, — unterdessen helfe ich demselben randweise eben durch das mir so freundlich gespendete ausgezeichnete

Kraut ab, ich werde Sie ohnedies nächster Tage aufsuchen, schließe daher mit einem „auf Wiedersehen".

Ihr getreuer

L. Anzengruber.

Wohl aus dieser Zeit findet sich folgende Einberufung ohne Datum:

Zur Nachricht
den Freunden dienen mag,
Daß ich, um mich zu erheitern und zu ermuntern,
Von nächste Woche an, an jeden Donnerstag
Mich versammle bei Pilz in den unter'n
Räumlichkeiten um die achte Stund',
Wozu ich höflichst lade Freunde und
Bekannte, verpflichte jedoch Keinen,
Etwa jeden Donnerstag dort zu erscheinen,
Sondern hat er g'rade Lust und Zeit an einen,
So komm' er hinüber.

Euer freundgesinnter

L. Anzengruber.

Sende auch Ihnen dieses neueste Product meiner Muse, erstens, damit Sie auch, wenn es Ihnen gerade durch'n Kopf geht, mich einmal dort aufsuchen können, zweitens, daß, wenn Sie mich für eine Zusammenkunft wo anders brauchen, Sie nunmehr wissen, daß ich an

den zwei Tagen mit dem weichen D, d. i. Diens- und Donnerstag nicht zu haben bin, ansonsten aber zu Diensten stehe gegen vorheriges Aviso.

Es grüßt bestens

Der Obige.

* * *

Der 1. Februar 1876 brachte im Theater an der Wien „Doppelselbstmord", Bauernposse mit Gesang in drei Acten, welche nur drei Aufführungen erlebte.

Um jene Zeit arbeitete der Dichter an einem seiner prächtigsten Werke. Wir meinen seinen ersten Roman „Der Schandfleck". Er erschien zuerst in der mit großem Aufwande gegründeten Wochenschrift „Die Heimat", mit welcher der Leipziger „Gartenlaube" Concurrenz gemacht werden sollte, und lief durch sechs Monate, vom 1. April 1876 bis Ende September. „Die Heimat", welche es im ersten Jahre ihres Erscheinens unter der Redaction von C. v. Vincenti und Ferdinand Groß zu der respectablen Auflage von nahezu zwanzigtausend Exemplaren brachte, zahlte an Anzengruber ein Honorar von circa achtzehnhundert Gulden.

Ich wollte selbstverständlich auch dieses Werk, dessen Lectüre mächtig auf mich wirkte, für meinen Verlag erwerben und machte dem Dichter die Proposition, ihn

am Absatz zu betheiligen. Er sollte für jedes als verkauft erscheinende Exemplar fünfundzwanzig Kreuzer erhalten und ich garantirte — nach Art der „Spielhonorare" — als sein Erträgniß eine bestimmte Summe, welche ich sofort bezahlte.

Die schriftlichen Auseinandersetzungen währten diesmal vier Tage, bis wir einig waren.

Wien, d. 26. Aug. 876.

Werther Freund und Verleger!

Sein's nicht bös, daß ich in Betreff Ihrer Anfrage wegen „Schandfleck" noch immer nicht geantwortet, nämlich es eilt für's Erste nicht, da der Roman erst mit September schließt, also erst zwei Monate später, d. i. December l. J., erscheinen darf, zweitens, als „angegangener" Familienvater sehe ich mich auf die möglichste Verwerthung meiner Producte angewiesen, nun bin ich aber nicht Hausirer, ich sitze vielmehr ruhig bei meinem Kram und warte auf ein Anbot, dem Meistbietenden schlage ich zu, entspricht mir ein Anbot nicht, so kann es noch warten, ich habe Zeit, also ist hier nicht die Frage, was ich verlange, sondern: was können Sie geben?

Das ist also Geschäftssache und da werden Sie mir Nichts verübeln. Als Mensch befinde ich mich ganz passablich, auch Frau und Kind sind wohl und ich

wünsche, daß auch Sie als Mensch und Familienvater alle Ursache haben, sich zufrieden zu fühlen, als Sortimenter und Verleger begreife ich wohl, daß Sie bei diesen theuren Zeiten ein „heikliches" Dasein führen.

Ich habe eben als Romancier die Feder aus der Hand gelegt, aber nur, um sie als Dramatiker sofort aufzugreifen und einzutunken. Indessen dürften sich nun doch einige Ruhetage finden und ich werde vielleicht einmal gar wieder hinein in die Stadt kommen.

Es grüßt Sie auf das Beste

Ihr freundgesinnter

L. Anzengruber.

Wien, den 27. August 876.

Verehrtester!

Daß auch Dichter meiner Art leben wollen, ist eine ziemlich anerkannte Wahrheit, und ich dürfte mich mit meinem Kampfe um's Dasein kaum im Irrthume befinden, indessen fällt es mir nicht ein, Ihnen eine ökonomische Vorlesung zu halten, ich lasse eben unsere beiderseitigen Standpunkte dahingestellt sein; ich ärgere mich nur, daß ich Ihnen offen und ehrlich geschrieben habe und mich täuschte in der Art der Antwort, die ich von Ihnen erwartete. Statt eines Anbotes, das mir offen heraussagt, das kann ich bieten, also etwas Greifbares, über das sich verhandeln läßt, Ja oder

Nein sagen läßt, kommen Sie mit ganz unbekannten Größen von dem „Möglichsten". Sie fragen: „Was kostet der Roman?" Und ich antworte: „Was bieten Sie mir?" Weil ich ja doch nicht wissen kann, was Ihnen etwa doch zu stark wäre, aber die leicht verzeihliche menschliche Schwäche habe, gerne so viel als ich nur irgend kriege, zu nehmen, — darüber werden Sie böse?!

Wenn Sie Etwas auf dem Lager hätten, sagen wir ein Unicum und Sie böten es mir zu einem erträglichen Preise an, aber ich wüßte einen Käufer, der es Ihnen überzahlte, ich wäre der Narr und würde Ihnen denselben selbst zuführen, ich denke das wäre freundschaftlicher — aber jedenfalls weniger klug.

Es war sohin noch gar nicht die Frage: Wer gibt mehr? Ich habe an Sie, als den Ersten, die Anfrage gestellt, was geben Sie? Mir die Freiheit vorbehaltend, auf Ihr Anbot einzugehen oder nicht, was denn doch, glaube ich, recht und billig sein dürfte.

Uebrigens ist es ohnehin nicht möglich, mit dem Buche da zu sein, sobald der Roman im Blatte abschließt, da, wie ich geschrieben habe, den Abmachungen mit der Redaction zufolge, erst zwei Monate nach dem Erscheinen das Buch auf dem Büchermarkte erscheinen darf.

Ich habe nur mit diesen Zeilen aussprechen wollen, was mich in Ihrem Schreiben zur Erwiderung anreizte, weiter kann es keinen Zweck haben, hat auch keinen.

Meinerseits bleibe ich Ihnen freundgesinnt, auch wenn Sie eine andere Ansicht fassen sollten

von Ihrem ergebenen

L. Anzengruber.

Wien, d. 29. Aug. 876.

Werther Freund!

Ihr Anbot ist recht honnet, was ihm aber fehlt, das ist wieder das Greifbare — wenn ich nicht weiß, wie hoch Sie den Preis des Buches zu stellen gedenken, so weiß ich ja wieder Nichts; ich kann mir keine Idee machen, inwieferne da auf einen Absatz zu hoffen ist. Wenn Sie zwölfhundert Exemplare drucken, so ist, meiner Voraussicht nach, der Vertrieb beschränkt und ein größerer Preis, als das Buch verträgt, schon mit bedingt.

Sie urtheilen, was ich übrigens recht gerne dankbar anerkenne, mit freundschaftlichen Gefühlen gegen den Autor über das Werk, Sie denken da sogar mit einem „Volksbuche" zu kommen, Sie sagen: „Vielleicht irre ich!" — ich sage: Sie irren sich ganz bestimmt, obgleich es ja mein eigener Vortheil wäre, wenn Sie die Wahrheit getroffen hätten. Das Volk, das Gros, die Masse schätzt eine derartige Schreibweise nicht, versteht die Feinheiten der Zeichnung 2c. 2c. nicht. Möglich, daß es sich dann für die Fabel an sich

interessirt, aber können Sie einen Preis machen, daß es die sparsamen Leute kaufen? Vorausgesetzt, daß sie überhaupt den guten Willen haben, sich dieses Buch anzuschaffen?

Ganz richtig bemerken Sie, wenn Sie nicht „herauskommen“, so verstimmt das uns Beide. Wenn nun ein Anderer „r'einfiele“ als Sie, so würde mich das ganz kalt lassen; ich hätte einem das Buch gerne für fl. 600 für 5000 Exemplare verkauft — Zahl der Auflagen, die er in dieser angegebenen Summe von Exemplaren zu machen beliebt, mir gleichgiltig. Ich hätte mich weiter nicht zu scheeren, und wenn das Buch eben nicht ginge, so ärgerte mich das wenig, da ich an der Persönlichkeit des Betreffenden weiter keinen Antheil nehme. Natürlich stellt sich dem gegenüber Ihr Anbot als das glänzendste heraus, denn die gleiche Anzahl Exemplare trüge mir 50 fl. über das Doppelte (1250 fl.) ein, wird's aber nicht, denn darauf kommen wir nie!

Sie entschuldigen, daß ich Ihnen das auseinandersetze, und nehmen wol daraus keinen Anlaß zu neuerlichen Mißverständnissen; ich wollte Ihnen lediglich nur zeigen, daß ich mein Interesse zu wahren suchte, ohne dabei einen Freund für den Fall eines Mißlingens der Speculation zu schädigen.

Da nun die Dinge so liegen, daß mir für eine Auflage von zwölfhundert Exemplaren 300 fl. zugute kommen, zwei Auflagen etwa doch erreicht werden können,

sohin meine Forderung von 600 fl. gedeckt erscheint, bei welchen Folgerungen ich allerdings mich auf einen optimistischen Standpunkt stelle, so gehe ich auf Ihr Anbot ein, mögen Sie Recht haben und nicht ich, was den Erfolg anbelangt!

Stillen Sie bald meine Neugierde in Betreff des Preises. Der Roman hat circa 10 350 Zeilen, sohin etwa gegen zwanzig Bogen (neun Bogen Format der „Heimat“). Sie werden besser wissen, wie viel das gibt. Den Druck anlangend, muß ich Sie jedoch bitten, mein Handexemplar etwa am Donnerstag abholen zu lassen, da einige Correcturen nothwendigster Art in demselben nachgetragen sind.

Sohin bestätige ich Ihnen nur den Empfang und Annahme Ihres Offertes, erwarte nur noch Ihre Willensmeinung betreffs der Auflage, ob Sie auf derselben bleiben und Angabe der Zeit, um welche alljährlich Verrechnung gepflogen werden soll!

Ihr freundgesinnter

L. Anzengruber.

* * *

Am 27. Jänner 1877 wurde im Theater an der Wien „Der ledige Hof“, Schauspiel in vier Acten, zum ersten Male, im Ganzen an acht Abenden hintereinander aufgeführt. Ich muß hier noch ergänzend bemerken,

daß nur die ersten vier Stücke Anzengruber's unter dem Pseudonym L. Gruber aufgeführt und gedruckt wurden. Die späteren Arbeiten trugen sämmtlich den vollen Namen des Autors.

Im Frühjahr 1877 suchte mich eines Tages Herr Theodor Giesrau auf, der um jene Zeit wohlbestallter Administrator des Carltheaters war. Er kam im Auftrage seines Directors Jauner, welcher die Absicht hatte, Anzengruber als Dichter für sein Theater zu gewinnen, und mich bitten ließ, die Sache zu vermitteln.

Ich bat den Dichter zu mir, theilte ihm mit, um was es sich handle, und daß er die denkbar besten Bedingungen stellen könne.

Anzengruber sah mich groß an, sein Gesicht röthete sich, er nahm den Zwicker und putzte die Gläser, bis er endlich ein „Nein!" hervorstieß.

Ich war erstaunt.

„Es bindet Sie doch nichts, für den Mann ein Stück zu schreiben. Er zahlt, was Sie wollen."

„Der meint's nicht ehrlich!" preßte er dann hervor.

„Weshalb sollte er es nicht ehrlich meinen? Die Operetten und französischen Sittenbilder ziehen nicht mehr, er will es mit einer anderen Kost versuchen. Ich würde nicht dazu rathen, wenn ich den geringsten Nachtheil für Sie erblicken könnte!"

Das schien er nach langem Hin- und Herreden einzusehen und ermächtigte mich, der Direction mitzutheilen, daß er am nächsten Morgen in der Kanzlei vorsprechen werde. Er erschien pünktlich. Giesrau stellte ihn dem Director vor, der ihn in seiner überschwänglichen Weise empfing. Anzengruber verpflichtete sich vorläufig zu einem Stücke, welches im Herbste zu liefern wäre. Seine Bedingungen wurden unverändert angenommen und der Vertrag sollte ihm an einem der nächsten Tage zur Unterzeichnung zugesendet werden.

Anzengruber's Einnahmen dürften um jene Zeit, da er noch nicht — wie dies später der Fall war — als Redacteur fixes Einkommen bezog, sehr bescheiden gewesen sein, denn am nächsten Tage, noch ehe die Abmachung mit Jauner unterzeichnet war, kam er zu mir und sagte mir, er möchte mit seiner Familie auf's Land und den Sommer über in Ruhe arbeiten; das könne er nicht, wenn er nicht von Jauner einen Vorschuß bekäme. Er wünschte durch drei Monate monatlich hundert Gulden zugesendet, und wenn sich die Nothwendigkeit herausstellen sollte, durch vier Monate, damit er ruhig bei der Arbeit bleiben könne. — Das solle ich vermitteln. Er habe sich genirt, die Sache gleich selbst vorzubringen. Ich ging selbstverständlich sofort zu meinem allezeit getreuen Giesrau, der auch die Leute „nach

berühmten Mustern" rauh anfährt, dabei aber der wohlwollendste, gefälligste Mensch ist. Er ließ mich kaum ausreden. „Warum hat er mir denn das nicht gleich gesagt? Er soll nur morgen früh kommen, ich werd's schon machen!"

Als Anzengruber am nächsten Tage bei Giesrau erschien, sagte ihm dieser: „Ich habe Ihr Anliegen dem Director Jauner noch gestern mitgetheilt. Gegen den Vorschuß als solchen hatte er selbstverständlich nichts einzuwenden, aber die Form gefällt ihm nicht. Sie wünschen, daß Ihnen durch drei oder vier Monate monatlich hundert Gulden geschickt werden. Wenn Sie nun einmal in einem Monate damit nicht auslangen würden, dann müßten Sie sehnsüchtig der nächsten Geldsendung entgegenharren oder, was noch peinlicher wäre, gar in der Zwischenzeit mit einem Anliegen kommen; diese Form paßt dem Director Jauner nicht. Er hat mich beauftragt, Ihnen tausend Gulden zu übergeben, die wir seinerzeit von der Tantième in Abzug bringen werden!" Mit diesen Worten legte Giesrau dem schmunzelnden Dichter das bezaubernd schöne Bildniß, den Tausender, hin.

„Wie soll ich das bestätigen?" fragte Anzengruber.

„Gar net! Ich werd's Ihnen nit abdischputiren, daß ich Ihnen die tausend Gulden geben hab'!"

Freundlich lächelnd theilte mir Anzengruber dies mit. Den Tausender ließ er bei Wodianer wechseln und zog mit seiner Familie zum Sommeraufenthalt nach Preßbaum.

Um jene Zeit hatte das Theater in der Josephstadt in der Person des Schriftstellers Eduard Dorn einen neuen Director bekommen. Dorn war in seiner Jugend Schauspieler, ein Schüler Ludwig Löwe's. Er war an guten Bühnen engagirt, u. A. am k. k. Hofburgtheater, wo er als Hans Sachs in dem gleichnamigen Stücke von Deinhardstein debutirte. Es dürfte an dieser Stelle die Mittheilung interessiren, daß der Statist, welcher an jenem Abend im Festzuge die Fahne dem Schwertmeister vorantrug — Adolph Sonnenthal hieß. Als ich Dorn vor mehr als dreißig Jahren kennen lernte, war er Portraitmaler, später machte er einige technische Erfindungen, die er gut verwerthete, dann leitete er unter Strampfer das Oekonomiewesen des Theaters an der Wien und hatte sich schließlich als Volksdichter einen guten Namen gemacht, indem er mit „Börse und Arbeit“, „Haus Wiener und Cie.“, „Die Veilchendame“, „Rozsa Sándor“, „Vater Radetzky“, „Das letzte Aufgebot“ und vielen anderen Komödien dem Volkstheater Zugstücke lieferte. Nun wollte er es als Director versuchen. Dorn war von den besten Ab-

sichten beseelt, und im August 1877 wendete er sich an Anzengruber um ein Stück für seine Bühne, für welches er ihm das Erträgniß mit achthundert Gulden garantirte, und zwar zahlte er vierhundert Gulden bei Mittheilung des Stoffes und vierhundert Gulden bei Uebergabe des Stückes.

Es ist höchst interessant, zu vernehmen, welche Vorschläge Anzengruber macht.

Er schreibt an Dorn am 12. August:

„Zwei Stoffe zu Volksstücken habe ich in petto, erlaube mir, dieselben in aller Kürze zu skizziren.

Ein Stück: „Das vierte Gebot“ (Trauerspiel) behandelt das Thema der Verziehung, des üblen Beispieles der Eltern — daraus resultirend die Unmöglichkeit des „Ehre Vater und Mutter“. — Die Tochter wird leichtfertig, Sohn jähzornig, Soldat, erschießt seinen Vorgesetzten.

Figuren:

Das unsaubere Elternpaar,

Die Tochter,

Der Sohn,

Die brave Großmutter (rührende Episode).

Der Feldpater (junger Geistlicher mit reinem Charakter, braven Eltern, beneidet von dem „Sohn“, dessen Jugendfreund er ist).

Die Geschichte wird effectvoll, aber tragisch.

Ernst, aber nicht bis zur Tragik sich „hinaufradelnd“, wäre der andere Stoff:

„Man lebt nur einmal.“

Auf Grund dieser Devise diverse Lebenskreise schildernd.

Resultat: Man soll dieses eine Mal honett leben.

Mehr Ihnen zu verrathen, ist mir derzeit thatsächlich noch unmöglich, erst muß ich die laufende Arbeit erledigen, dann ginge ich nach Ihrer Wahl an eine der betreffenden. Und erst dann lichtet sich bei mir das Chaos, die Gestalten bekommen Umriß und Charakter. Daß in beiden Stoffen, richtig aufgefaßt und gewissenhaft durchgeführt, der Fonds zu wirksamen Volksstücken liegt, das werden Sie wol, trotz der kurzen Andeutung, meine ich, zugeben.

Freilich, zu lachen wird es nicht viel dabei absetzen. Aber als Dramatiker bleibt es für mich eine wohl aufzuwerfende Frage: ob denn immer gelacht werden muß? Man kann das Publicum auch packen. Und für die Schauspieler sind ernste Aufgaben eine Nothwendigkeit.

Ich erwarte Ihre freundliche Entschließung.

Mit dem besten Gruß

Ihr freundgesinnter

L. Anzengruber.

* * *

Anzengruber arbeitete im Sommer 1877 fleißig in Pötzleinsdorf und lieferte im Herbste an Director Dorn „Das vierte Gebot", Volksstück in vier Acten, und an Director Jauner „Ein Faustschlag", Schauspiel in drei Acten. Das „Vierte Gebot" stieß wegen seiner Tendenz auf Censur-Schwierigkeiten. Dorn, ein alter Theater-Praktiker, fand einen Ausweg. Er strich den Titel und nannte die Komödie einfach: „Ein Volksstück in vier Acten." So gelang es ihm, das anfangs beanstandete Stück durchzubringen.

Am 9. December, während der Dichter die Correcturen zugesandt erhielt, schreibt er mir:

Es ist nicht hübsch, daß Sie zu dem neuesten Kinde meiner Muse weder „mu" noch „mau" sagen.

Sie wissen ja, daß ich das gerne schriftlich habe. Gefällt's, so macht mir's Freude und ist mir lieber, als in's Gesicht; gefällt's nicht, ist mir's auch lieber, jeder Auseinandersetzung auszuweichen, denn Sie wissen, es hilft nicht bei mir, ich bin so unverbesserlich, wie der verdammte Heide Pilatus. „Was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben."

Besten Gruß

Ihr

Anzengruber.

Wir standen eben im December, vor den Weihnachts-Arbeiten, da ging es mit der Privat-Correspondenz immer langsamer.

„Ein Volksstück" („Das vierte Gebot") wurde im Theater in der Josephstadt am 29. December 1877 zum ersten Male gegeben und erlebte dreißig Aufführungen.

Weniger glücklich war der Dichter mit dem „Faustschlag". Das Stück paßte nicht für das Carltheater. Es gefiel dem Director Jauner nicht, er und sein Lector fürchteten einen Mißerfolg, dabei hatte Niemand den Muth, dem Dichter die Wahrheit zu sagen, man verschanzte sich hinter Ausflüchten, Besetzungs-Schwierigkeiten und gab dem Dichter schließlich das Stück mit der Motivirung zurück, das Personal des Carltheaters verfüge zur Zeit nicht über die Kräfte, welche zur Darstellung eines solchen Schauspieles erforderlich wären, die Direction erbitte sich ein anderes, heiteres Stück dafür.

Anzengruber war verschnupft und vermied es, mit mir über die Sache zu sprechen. Er fragte schriftlich bei mir an, „ob ich die Absicht habe, das Stück menschenfreundlich meinem Verlage einzuverleiben", was ich selbstverständlich bejahte, und brachte in der Folge dem Carltheater ein anderes Stück: „'s Jungferngift",

Bauernkomödie mit Gesang in fünf Abtheilungen, welches vom 21. bis 28. April 1878 gespielt wurde. Einen vollen Erfolg hatte auch diese Comödie nicht. Die Cassenrapporte waren sehr bescheiden. Es war vielleicht auch der Umstand nicht ohne Einfluß auf den Rückgang der Theatergeschäfte, daß Jauner mittlerweile Director des Hof-Operntheaters wurde und sein Hauptinteresse von der Leopoldstadt abgelenkt war. Die Theater leiden immer unter solchen Provisorien und Zwitterstellungen.

Mitte Mai etwa brachten die Zeitungen eines Morgens die Notiz, Director Jauner habe die Direction des Carltheaters an Franz Tewele abgetreten und werde am 31. Mai das Theater unter seiner Direction schließen. Mich überraschte das Ereigniß nicht, welches schon längere Zeit als Gerücht die Luft durchschwirrte, wol aber unseren Dichter. Früh am Morgen suchte er mich schon auf, er sah fast verstört aus, als er bei mir eintrat und mich fragte, ob ich die Mittheilung gelesen. Ich war erstaunt, ihn so alterirt zu finden. „Was geschieht jetzt mit mir?“ fragte er mich ungestüm. „Ich habe, wie Sie wissen, tausend Gulden bekommen, die Tantième, die mir gutgeschrieben wurde, beträgt nicht die Hälfte des Vorschusses, ich bin dem Manne also an sechshundert Gulden schuldig, die wird er jetzt vermuthlich eintreiben wollen, wer weiß, mit welchen Mitteln!“

Ich suchte Anzengruber zu beruhigen. Von „eintreiben“ werde keine Rede sein, Wechsel oder Schuldscheine habe er nicht unterschrieben, schlimmsten Falles werde er für Jauner's Nachfolger ein Stück schreiben müssen, ich werde übrigens das kürzeste Verfahren einleiten und sofort in die Leopoldstadt fahren, in einer halben Stunde wissen wir genau, wie wir daran sind. Giesrau empfing mich, wie gewöhnlich, sehr lieb und ließ Anzengruber für eine Nachmittagsstunde zu sich bitten, bis dahin werde er Alles zu seiner Zufriedenheit erledigen. Meine Nachricht beruhigte Anzengruber vollends, und als Giesrau ihn Abends zu Director Jauner geleitete, umarmte ihn dieser in seiner stürmischen Weise, und indem er ihn bei beiden Händen hielt, überschüttete er ihn mit Freundlichkeiten und bat ihn, schmerzlich bedauernd, daß ein so vortreffliches Stück dem Dichter nicht mehr als tausend Gulden eingebracht habe, das Conto in dieser Weise abschließen zu dürfen.

Fast wortgetreu, wie Anzengruber mir den Ausgang dieser Affaire erzählte, gebe ich ihn hier wieder.

Im August wurde die zweite Auflage des „Meineidbauer“ gedruckt. Der Dichter ist angenehm überrascht, bittet jedoch, ihm jetzt keine Correcturen zu senden. „Es zerstreut mich das so, daß ich es nicht

thun kann. Einem Andern kann's ja Pappe sein, mir nicht. Ich komme heraus, sobald ich eine ältere Melodie in meine neue spielen höre." Er bittet noch um eine selbständige Beschreibung des Phonographen. „Dieses Instrument spukt in den Journalen und selbst Kalendern herum ganz schemenhaft. Es würde mich sehr verbinden, wenn etwas in einem Fachblatte oder sonst verläßlich Genaues zu finden wäre, dasselbe zugeschickt zu erhalten."

Am 27. September 1878 wurde das Ringtheater unter der Direction Friedrich Strampfer's eröffnet mit „Alte Wiener", Volksstück mit Gesang in vier Acten, welches viel Beifall hatte, und schon am 8. November brachte das Theater an der Wien „Die Trutzige", Bauern-Komödie mit Gesang in drei Acten, und wiederholte die Aufführung an zwölf Abenden.

Am 4. Jänner 1879 kam im Theater in der Josephstadt „Der Faustschlag". Das Stück wurde, wol nur aus Rücksicht für den Autor, zehnmal gegeben. Es hatte sehr schwachen Erfolg.

Am 4. April gelangte im Theater an der Wien „Die umkehrte Freit" zur Aufführung. Ein Gelegenheitsstück für die Kurzbauer-Akademie. Es wurde freundlich aufgenommen, einige Male wiederholt und ist

in Rosegger's „Heimgarten" erschienen. Am 28. December brachte das Theater an der Wien eine fünfactige Posse „Aus'm gewohnten G'leis". Sie lebte nur drei Abende und ist wol Anzengruber's schwächste Arbeit. Von meinem Rechte, zwölfhundert Exemplare drucken zu dürfen, habe ich diesmal nicht vollen Gebrauch gemacht. Ich ließ es bei fünfhundert bewenden. Seide habe ich mit den Anzengruber'schen Stücken nicht gesponnen. Vier gangbare Stücke konnten kein Aequivalent für elf ungangbare sein, aber ich war auch als Verleger ein Mensch, ein literarischer Mensch, ich liebte meinen Dichter, ich glaubte an ihn und hoffte, daß der Kreis seiner Verehrer sich von Jahr zu Jahr erweitern und daß seine Gemeinde wachsen werde.

Ein idealer Aussichtspunkt, den Autor und Verleger zeitweilig — nicht erleben.

Mit der mißglückten Posse „Aus'm gewohnten G'leis" sistirte Anzengruber seine Thätigkeit als Dramatiker für viele Jahre, um sie als Erzähler um so erfolgreicher aufzunehmen.

* *
*

Anzengruber hatte sich also den Erzählern zugesellt und mit bedeutendem Erfolge.

„Wie der Huber ungläubig wurde“, „Der Gott überlegene Jacob“, „Das Sündkind“, „Die fromme Kath'rin“, welche zuerst in Lindau's „Nord und Süd“ erschienen, sind beliebte Repertoire-Stücke unserer Vorleser geworden und zählen zu den besten Hervorbringungen der deutschen Literatur. Ich plante, diese vier „Skizzen“, wie sie ihr Verfasser bescheiden nennt, in einem Bande herauszugeben. Die nachfolgenden Briefe beziehen sich hierauf. Sie charakterisiren den Menschen Anzengruber glänzender, als irgend ein Biograph es vermöchte.

Perchtoldsdorf, 1/VI. 1879.

Werther Freund!

Ich wurde wiederholt angegangen von draußen, jene Arbeiten, die in „Nord und Süd“ erschienen, zu veröffentlichen. Ich habe keine Ursache dazu, falls man meine Bedingungen acceptirt, nicht darauf einzugehen, denn ich muß verdienen.

Was ist es, was wird oder soll es werden mit Ihrem Project der illustrirten Ausgabe? Ich kann nicht warten, sonst geht die günstige Gelegenheit, die Sachen loszuschlagen, verloren.

Meine Bedingungen sind für sämmtliche Stücke, welche in „N. u. S.“ erschienen, tausend Mark nach

Courswerth oder in Markscheinen. Auflage danach billigerweise vom Verleger zu bemessen.

Könnten Sie die illustrirte Prachtausgabe zu Stande bringen, würde ich Ihnen rathen, kaufen Sie die Skizzen.

Wenn aber nicht, so rathe ich Ihnen als Freund dem Freunde, thun Sie's nicht. Ich habe es beim „Schandfleck" ebenso gehalten und Beide haben wir Nichts davon. Diesmal möchte ich aber nicht mitthun, verlange daher auch nicht von Ihnen, daß Sie sich hineinstürzen.

Je nun, Wort bleibt Wort. Sie haben sich als der Erste gemeldet, ich respectire dies. Getrauen Sie sich, was Sie sich getrauen mögen, und geben Sie davon, aber baldigst Bescheid

Ihrem freundgesinnten

L. Anzengruber.

PS. Buch müßte aber noch heuer auf den Markt oder doch Honorar früher flüssig sein, das heißt, ich brauch's noch dies Jahr.

Perchtoldsdorf, 10. VI. 79.

Werther Freund!

Habe Ihren Brief erhalten, und da die geträumte Prachtausgabe in den Brunnen fällt, kann ich Ihren

Entschluß, den Verlag der Skizzen dennoch zu übernehmen, nicht billigen.

Sie kennen mich als sehr offenen Menschen, das heißt, ich gebe mich als Freund, ich nehme Theil an Ihnen, nur Gleichgiltigen gegenüber verzichte ich auf die Gabe der Sprache und die Kunst des Briefschreibens.

Sie geben sich doch wol keiner Illusion hin, wenn Sie diesen Artikel in Verlag nehmen? Sie dürften wol die aufdämmernde Ahnung haben, daß Sie froh sein müssen, dabei „herauszukommen“? Wenn Sie anders denken, so verwarne ich Sie feierlich, freventliche Träume von Absatz, Barbestellungen ꝛc. ꝛc. fahren zu lassen.

Wenn Sie jedoch von oben beregter Ahnung erfaßt sind, warum thun Sie es? „Um mich nicht ziehen zu lassen?“ Um also Anzengruber-Verleger zu bleiben.

Nun denn, ganz ehrlich und offen heraus: Sie wollen, so was man sagt, „ein Opfer bringen“. Das Honorar von tausend Mark bezeichnen Sie doch selbst als „viel Geld“.*) Ich habe es lediglich für meine Pflicht gehalten, weil wir doch zuerst von diesen Skizzen in Hinsicht der Prachtausgabe gesprochen haben, Sie davon zu verständigen, daß sich Andere angefragt und Sie wissen, daß ich beigesetzt habe, wenn — denn, aber sonst nicht! Ich habe für den Fall, als diese Ausgabe

*) Für neun Bogen gedruckter Novellen.

zu Stande gekommen wäre, mich wirklich der Ueberzeugung hingegeben, daß ein Geschäft zu machen sei.

Wenn Sie nun aber das Buch nur verlegen, um auch das im Verlag zu haben, um es in keine andere Hand gelangen zu lassen, so ist das ein Standpunkt von dem aus ich die Sache nicht betrachtet haben möchte. Ich habe da einen Anderen draußen sitzen, der zahlt für 'nen Band schon gedruckter Arbeiten fünfhundert Mark. Wenn ich nun von Aelterem und Neuerem ein weiteres Buch zusammenstelle, wollen Sie da wieder mit selbstmörderischem Beginnen vorspringen und auch für diese fünfhundert Mark aufkommen?

Ich kann mir nicht denken, daß Ihnen der Sinn darnach steht. Aber ich kann mich meinerseits ebensowenig entschließen, was man „zufließendes" Honorar nennt, von der Hand zu weisen.

Es liegt also die Möglichkeit sehr nahe, daß ich den Versuch, „Gesammeltes" auf den Büchermarkt zu werfen, jetzt von Zeit zu Zeit wiederhole. Wollen Sie da jedesmal mitversuchen? Ich weiß nicht, aber ich möchte doch nicht dazu gerathen haben. Ich kann um den Verlag dieses oder jenes Buches von einem oder dem anderen Verleger angegangen werden, ich kann meine Sachen anbieten und es dürfte sich der Fall ereignen, daß Mancher, der sich einmal das Vergnügen schaffte, Anzengruber zu verlegen, ein zweites Mal darauf verzichtet.

Gut, der Mann, den ich weiter nicht kenne, hat seine Rechnung nicht gefunden, das beschwert mich wenig, sobald ich nicht an Einen gebunden bin, aber sobald das der Fall sein soll, wäre es mir ein sehr unangenehmer Gedanke, etwa Einem eine Reihe von Zubußen aufzuerlegen. Mit einem Worte: mich beirrt es, mich genirt's, ich bewege mich gerne frei. — Was, wenn ich einmal eine Gesammtausgabe plane? Ich thue es vielleicht bald. Ich fühle mich von ganz eigenen Symptomen behelligt, mir ist manchmal, als hörte ich Frau Atropos mit der Scheere „scheppern". Auch in diesem Falle, da es sich um ein Erbe für meine Familie handelt, verlange ich ein volles Geschäft.

Sie sehen, lieber Freund, gegen unsere Zusammengehörigkeit als Autor und Verleger befinde ich mich in strammster Opposition. Als Freund können Sie mich immer betrachten.

Ich mußte Ihnen all' das in diesem langen Schreibebrief auseinandersetzen, weil ich keinen Abschluß betreffs der Skizzen Sie eingehen lassen kann, der in der Voraussetzung geschieht, sich dadurch den Verlag aller Werke und Werkchen zu sichern, die ich etwa herauszugeben oder zu schreiben beabsichtige. Das kann ich als honetter Autor nicht versprechen und ich möchte nicht, daß Sie dann hinterher Ursache haben, sich zu beschweren.

Im Uebrigen theile ich Ihnen mit, daß ich eine Auflage von zweitausend Exemplaren im Auge habe.

Bleiben Sie unter obwaltenden Umständen auf Ihrem Vorhaben bestehen, die Skizzen herauszugeben, dann bitte ich um Ihre Verständigung, auch im Falle Sie davon absehen. Nur ein paar Zeilen.

Also, nicht bös sein und die geschäftliche Angelegenheit nicht zu sanguinisch betrachten.

Mit bestem Gruß

Ihr freundgesinnter

L. Anzengruber.

Perchtoldsdorf, 13. VI. 1879.

Werther Freund!

Es ist selbstverständlich, daß, wenn Sie die Skizzen haben wollen, auch Sie dieselben haben sollen! Daß ich Sie von Angeboten, welche mir gemacht werden oder welche ich zu machen gedenke, in Kenntniß setze und Ihnen, wie man sagt, die Vorhand lasse, das war bei mir von vorneherein ausgemacht. Ihnen den Verlag eines Artikels, von dem Sie sich Etwas versprechen, zu versagen, liegt mir ferne. Es ist mir darum zu thun, Sie in keine aussichtslose Concurrenz zu locken. Das war auch das Motiv meines letzten Schreibens, das Sie zu meiner Freude auch so auffaßten, nämlich „rechtschaffen, ehrlich“.

Mit den Bedingungen, wie sie in Ihrem Briefe festgesetzt sind, bin ich einverstanden. Die tausend Mark müssen meine diesjährigen Marienbader Reisekosten und dadurch verdoppelte Hauswirthschaftszubußen decken. Ich hätte sie somit gerne mit 30. September fällig.

Nun noch Eines:

Um dem dringenden Bedürfniß eines Verlegers nachzukommen, möchte ich einen Band zusammenstellen.

1. „Polizze.“ (Kennen's eh.)

2. „Gänse-Liesel.“ (Rosegger's Kalender.)

3. „Diebs-Annerl.“ (Reichskalender.)

4. „Eine Begegnung.“ (Rosegger's „Heimgarten“.)

Preis fünfhundert Mark.

Reizt Sie auch dieses Programm?

U. A. w. g.

Herzlichen Gruß

Ihr

L. Anzengruber.

* * *

Das Programm der offerirten vier Geschichten reizte mich, offen gestanden, nicht. Sie sind älteren Datums, als die in „Nord und Süd“ erschienenen, welche wahre Cabinetsstücke sind. Hätte ich sie refusirt, so würde sie ein anderer Verleger genommen haben,

dieser Andere wäre aber vermuthlich in dem Momente damit erschienen, da ich die Aufmerksamkeit des Publicums und der Kritik für mein Buch in Anspruch zu nehmen gedachte, und hätte mir durch seine Concurrenz das erhoffte Geschäft verdorben. Ich theilte dies dem Freunde offenherzig mit und wir einigten uns dahin, beide Sammlungen, für welche ich die begehrten fünfzehnhundert Mark bezahlte, unter dem Titel: „Dorfgänge" in zwei Bänden zu bringen. Anzengruber schrieb zu jedem Bande eine reizende, tiefsinnige „Plauderei als Vorrede" und ich machte mir nur zur Bedingung, daß er vor Ablauf eines Jahres kein neues Buch erscheinen lassen dürfe, um im Vertrieb der „Dorfgänge" ein Jahr lang ungestört zu sein, denn es stand nämlich wieder ein Band in Aussicht. Noch im Juli 1879 schrieb er mir aus

Perchtoldsdorf.

Werther Freund! Habe „Treff-Aß" soeben noch einmal vorgenommen, paßt mir gar nicht, stimmt im Ton zum ersten Bande unserer gesammelten Bauerngeschichten nicht, noch viel weniger zum zweiten. Es ist das ganz echter, wenn auch nicht schlechter „Kalender" und beabsichtige ich auch — gelegentlich — alles Derartige unter „Kalender-Geschichten" zu sammeln.

Die zwei Theater-„Almanächer" werde ich Ihnen

nächstens retourniren. Ist kein Bedürfniß. Und von mir selbst wünsche ich zum wenigsten zu hören. Man muß mich nennen, so nennt man mich — im Uebrigen kennen mich wenige Zeitgenossen und diese Wenigen nicht viel.

Besten Gruß

L. Anzengruber.

Die Correcturen wurden nach Marienbad in den „Englischen Hof" gesandt. Von den „Plaudereien" erbittet er ein paar Abzüge. Ich muß mit dem „Urtheil" wieder einmal nicht rasch genug gewesen sein, denn am 31. August fragt er an: „Nix geschrieben. G'fallt Ihnen Nr. 2 oder nit?"

Um das Interesse der Leser, die mir bisher gefolgt sind, nach jeder Richtung zu befriedigen, will ich hier nebenbei bemerken, daß die „Dorfgänge" von einem Theile der Kritik, wol meist zufällig (?), gänzlich ignorirt, von dem anderen brillant besprochen wurden und im Publicum gute Aufnahme fanden. Die Bilanz des Verlegers resultirte nach mehreren Jahren einen bescheidenen Gewinn, der freilich in keinem rechten Verhältnisse zu den Auslagen und zur Arbeit stand, aber immerhin — ein Gewinn war. Die deutschen Verleger sind im Allgemeinen nicht auf Rosen gebettet, die Wiener sind es mit ihren Wiener Autoren noch weniger.

Ein Dichter vom Range Anzengruber's wird oft im „Literatur-Blatt" oder gar im Notizentheile mit einigen Zeilen abgethan, während das Erscheinen eines Romanes von Daudet oder Zola von sämmtlichen Journalen in großen Feuilletons gewürdigt wird. Was Wunder, daß das Gros der Leser nach der Lectüre greift, für welche sämmtliche Blätter die Posaune in langen Stößen ertönen ließen. Gelingt es einem Wiener Verleger aber, ein paar Autoren, die der großen Lesewelt früher gar nicht oder doch nur aus einzelnen Zeitungsartikeln bekannt waren, mit Glück einzuführen und ihre Namen mit Hilfe seiner rastlosen Thätigkeit bald zu den beliebtesten zu machen, so darf er sich seines Glückes nicht lange übermüthig freuen, denn längst lauert draußen ein deutscher Bruder, der ihm neidisch die Buttersemmel aus der Hand schlägt und ihm den Autor abfischt, um — auch mit diesem Namen in seinem Verlags-Kataloge paradiren zu können.

Nach dieser kleinen Abschweifung, die man gütigst entschuldigen wolle, komme ich wieder zur Sache.

Der Dichter schreibt:

Weidlingau, 10. Septbr. 880.

Werther Freund!

Als Sie mir seiner Zeit untersagten, ein Buch vor Ablauf des Jahres nach Erscheinen der „Dorfgänge"

herauszugeben, wozu Sie allerdings das Recht hatten, da beschloß ich meinerseits, mich nicht erst wieder in der zwischen uns üblichen Weise herumzustreiten, nach welcher Sie ein Werk von mir nicht gerne wo anders erscheinen sehen wollen, wenn Sie sich auch keinen pecuniären Erfolg davon versprechen, während ich Sie von dieser wenig lucrativen Verleger-Laune immer abzureden versuchte, und meinte, wenn es schon zum „Reinfallen" wäre, so lassen Sie dies einmal einen Andern versuchen. Diesmal habe ich die Skizzen „Bekannte von der Straße" einem Anderen in Verlag gegeben und bitte Sie, derohalben nicht böse zu sein und dem Anderen (Albrecht in Steglitz) das bischen Verlag zu gönnen.

Dagegen habe ich Ihnen davon Mittheilung zu machen, daß ich an die Bearbeitung des „Schandfleck" in jenen Partien, welche in der Stadt spielen, gehe, indem ich auf den ursprünglichen Plan zurückgreife, nach welchem sich das Ganze auf dem Lande austrägt. Das Honorar für diese Arbeit wird mir von anderer Seite vergütet, damit brauche ich dem Verleger gar nicht zu kommen. Was meinen Sie hiezu?

Mit 15. d. M. dürften wir von hier wieder nach Wien übersiedeln. Nach all' den Freuden und Genüssen, welche der Sommer brachte, ein wünschenswerthes Ereigniß.

Mit bestem Gruß

L. Anzengruber.

Mit der Umarbeitung des „Schandfleck“ hatte es ein eigenes Bewandtniß. Anzengruber erzählte mir, er habe eines Tages aus Hamburg von einem Agenten ein Schreiben erhalten, in welchem ihm dieser mittheilte, daß sich in Amerika eine Anzengruber-Gemeinde gebildet, ein Kreis von Verehrern des Dichters. Diese Leute seien ganz besonders von dem Roman „Der Schandfleck“ begeistert, fanden aber bei aller Verehrung für das Talent des Dichters, daß dieses Buch in dem Theile, welcher in der Stadt spielt, — schwächer gerathen sei und nicht auf der Höhe der auf dem Lande spielenden Abtheilung stünde. Da man nun in Erfahrung gebracht, daß nach des Dichters ursprünglichem Plane die ganze Handlung sich auf dem Lande hätte abspielen sollen, und daß er nur der Redaction der „Heimat“ eine Concession gemacht, als er sich entschloß, die Heldin nach der Stadt zu bringen, so erlaube man sich die Anfrage, ob der Dichter geneigt wäre, den Roman nach dem ursprünglichen Plane umzuarbeiten. In diesem Falle offerirte ihm die Gesellschaft ein Honorar von dreitausend Gulden, und zwar tausend Gulden zahlbar bei erfolgter Zusage, die zweite Rate von tausend Gulden, sobald er mittheilen könne, daß er mit der Arbeit zur Hälfte gediehen, und die dritte Rate von tausend Gulden fällig, sobald die Gesellschaft benach-

richtigt würde, daß der Roman in der neuen Gestalt fertig sei. Die erste Rate ließ auch nicht lange auf sich warten. Der Brief war, wie mir Anzengruber mittheilte, im trockensten Geschäftsstyle einer Agentur geschrieben, welche die Ordres ihrer Auftraggeber ausführt, gleichviel ob es sich um die Verwerthung von Stiefelwichse, Fußbodenlack, Baumwolle oder um eine literarische Arbeit handelt, und da der erste Tausender sofort erfloß, so glaubte Anzengruber an die anonyme amerikanische Gesellschaft, und auch ich hatte nicht die geringste Ahnung von einer Mystification. Erst nach dem Tode des Dichters erfuhr ich, daß die Amerikaner — keine Amerikaner, daß es nordische Freunde waren, welches dieses Project ersannen. Ob der Dichter je die Wahrheit erfahren, ist mir unbekannt geblieben.

Um jene Zeit waren von den zweitausend Exemplaren des „Schandfleck" noch nahe an achthundert (vier Jahre nach dem Erscheinen!) unverkauft. Diese zu maculiren und das Buch neuerdings zu drucken, dazu hatte ich das Herz nicht. Im Sommer 1883 löste mir Anzengruber in sehr vornehmer Weise meine Vorräthe ab und der „Schandfleck" erschien in der veränderten Form in Leipzig. Aus dem städtischen Theile des Buches wurde ein stattlicher selbständiger Band „Die Kameradin", und nächst Albrecht in Steglitz waren

nun Schauenburg in Lahr, Schottländer in Breslau, Minden und Breitkopf & Härtel in Leipzig, Spemann in Stuttgart und Pierson in Dresden in der Folge Anzengruber's Verleger, von denen sich aber die Meisten, wie er sich selbst äußerte, „diesen Luxus nicht ein zweites Mal gegönnt" haben. Für Wien erstand ihm nur noch ein Verleger: Rud. v. Waldheim, für den er den „Figaro" und nach Elmar's Tod den Volkskalender „Der Wiener Bote" redigirte.

Einmal noch konnte ich dem Freunde als Vermittler in einer Geschäftssache dienen und zwar bei seinem letzten Engagement im Theater an der Wien.

Etwa Mitte Mai 1884 war Herr Jauner zum vierten Male in Wien Director geworden. Er hatte das Theater an der Wien gekauft und schickte meinen Jugendfreund Ignaz Schnitzer, zu dem er kurze Zeit in einem Associations-Verhältnisse stand, zu mir mit der Bitte, er wolle Anzengruber dauernd für sein Theater engagiren, — ich möchte dieses Engagement vermitteln. Ich lehnte ab mit dem Bemerken: die Herrschaften seien ja persönlich mit einander bekannt, Herr Jauner bedürfe keines Vermittlers, er solle sich selbst an Anzengruber wenden. Freund Schnitzer kam aber am nächsten Tage wieder und betonte, daß Director Jauner großen Werth darauf lege, daß ich die Sache in die Hand nehme,

und so entschloß ich mich denn, Anzengruber zu mir zu bitten und ihm die Affaire vorzutragen. Nun spielte sich eine Scene ab, ähnlich der, wie ich sie schon einmal mit ihm erlebt habe. Er lehnte zunächst ab, indem er ein kräftiges „Nein“ hervorstieß, und völlig dunkelroth im Gesichte vor Aufregung rief er wie damals wiederholt: „Der meint's nit ehrlich!“ Zornig ging er mit großen Schritten in meinem kleinen Laden auf und ab, als er mir zurief: „Er hat mein Stück „Der Faustschlag“ nicht gegeben, weil er es nicht besetzen konnte — warum hat er sich nicht Leute dafür engagirt? Und überhaupt — wenn er etwas von mir will, warum kommt er nicht selbst zu mir? Als Sie von mir was wollten, kamen Sie auch selbst. Ich bin seit gestern Redacteur des „Figaro“, und Herr von Waldheim ist auch zu mir gekommen!“

Ich widerlegte die Bedenken des Dichters. Ich hatte kein anderes Interesse, als ihm gefällig zu sein, und glaubte, ein bestimmtes Einkommen wäre nicht zu verachten, auch brachte ich ihm in Erinnerung, daß Director Jauner sich seinerzeit bei Finalisirung des Vertrages ziemlich nobel benommen. Meine Einwendungen stimmten ihn milder. Kurz, die Herrschaften kamen zusammen, und Anzengruber wurde für das Theater an der Wien als Dichter engagirt. Er war

verpflichtet, jährlich ein Stück zu schreiben, und dafür erhielt er, außer der vereinbarten Tantième, eine Monatsgage von hundert Gulden. — Das Engagement währte zwei Jahre. Während dieser Zeit schrieb Anzengruber „Heimg'funden“ und „Stahl und Stein“, es wurde aber keines dieser Stücke durch Herrn Director Jauner zur Aufführung gebracht. Einmal hieß es: man könne die Aufführungen des „Zigeunerbaron“ nicht unterbrechen, ein andermal hatte man andere Bedenken, kurz — es gab Leute, welche behaupteten, Director Jauner habe es doch — nicht ehrlich gemeint und den Dichter nur den anderen Theatern entziehen wollen. Ich selbst war nicht dieser Ansicht. Anzengruber sprach mit mir nie darüber.

Unser freundschaftliches Verhältniß blieb unverändert, obgleich ich nicht mehr sein Verleger war. Er schenkte mir ab und zu eines seiner neuen Bücher mit liebenswürdiger Dedication, und während der vielen Jahre meines Krankseins erhielt ich immer wieder von ihm schriftliche Beweise seiner Sympathie.

Im Sommer vorigen Jahres trafen wir uns eines Abends im Prater mit einigen Freunden. — Ich sollte ihn nicht mehr sehen.

Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.